

Georg Langenhorst

Ein Zuschauen, das wir alle brauchen

Gott in der Literatur unserer Zeit? Diese Frage scheint schon lange beantwortet zu sein: Verschwiegen und verborgen, verloren und verabschiedet sei er. Mit diesen Kennzeichnungen arbeiten viele Studien, die sich auf die Suche nach religiösen Spuren in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur begeben. Der Befund sei letztlich klar, so wird im Anschluss an Blaise Pascal formuliert: „Gott liebt es, sich zu verstecken“. Der Suchblick in die Gegenwartsliteratur könnte dann nur eines erbringen: die erneute Bestätigung der ständig voranschreitenden Gottesverdunstung; die resignative Einsicht in die schwindende Präsenz des Gottesgedankens in der Gegenwartskultur.

So könnte der Befund sein – ist er aber nicht. Ein genauer Blick vor allem in die Entwicklungen der letzten 25 Jahre führt genau zu dem gegenteiligen Ergebnis: „Ich gönne mir das Wort Gott.“ Unter dieser Überschrift erschien ein Gespräch mit Andreas Maier, einem der wichtigsten Autoren der mittleren Schriftstellergeneration im deutschsprachigen Raum, in der Frühjahrs-literaturbeilage 2005 der „Zeit“. Im Interview führt er aus: „Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen. Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen.“ Gegen alle falschen Vereinnahmungen betont er: „Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien...

Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt.“

Und damit benennt er einen Trend, der sich im Werk völlig unterschiedlicher Autorinnen und Autoren in verschiedenartiger Form und Aussage prägt. Die Gegenwartsliteratur hat ihre Scheu vor Gott verloren. Der Münchner Erzähler und Lyriker Michael Krüger hat diesen Wandel in seinem Gedicht „Hotel Wandler, Wien“ in dem vor zwanzig Jahren erschienenen Band „Wettervorhersage“ wie folgt benannt: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht an“. Im kulturellen Klima der Gegenwart ist es offensichtlich „nicht mehr“ nötig, auf Distanz zur Religion zu gehen. Im Gegenteil: Es ist möglich, Religion positiv aufzugreifen, künstlerisch fruchtbar zu machen und dichterisch zu gestalten. Die Annäherung an Gott ist Teil dieser neuen Entwicklung.

Seit Beginn der neunziger Jahre finden sich in Stil, Gattung und Aussageabsicht ganz unterschiedliche literarische Zugänge zur Frage nach Gott. Über Religion allgemein und Gott ganz speziell kann man heute schreiben in der Reflexion über erlebte oder erfundene Alltage wie etwa Hanns-Josef Ortheil oder Ralf Rothmann. Religion und Gottesfrage lassen sich thematisieren in der Erinnerung an die Faszination von Liturgie wie etwa bei Arnold Stadler oder Ulla Hahn. Gott wird aufgerufen als Teil repressiver Lebenszwänge wie etwa bei Christian Friedrich Delius oder Josef Winkler. Gott bleibt präsent im Kontext der unstillbaren Theodizeefrage, so bei Thomas Hürlimann oder Pascal Mercier. Gott wird in die Fiktionalität selbstverfasster Mythen verwoben, zum Beispiel von Patrick Roth. Religion kann als Teil von Wahrnehmung und Ausdruck erlebter oder erdachter Wirklichkeit und Möglichkeit gestaltet werden wie bei Nora Gomringer oder Hans Magnus Enzensberger. Religion wird zur fasziniert entdeckten Dimension von Fremdheit und Fernsucht bei Adolf Muschg oder Barbara Frischmuth. Gottesuche zeigt sich in der literarischen Formung jüdischer Religiosität bei Benjamin Stein und Lena Gorelik oder im Horizont muslimischer Religiosität bei Navid Kermani und SAID. Über Gott lässt sich auch schreiben im Modus des Grotesk-Surrealen, des Absurd-Komischen, so bei Sibylle Lewitscharoff und Felicitas Hoppe.

All dem liegt keine Bewegung zugrunde. Die Auseinandersetzung mit Religion und der Gottesfrage ist auch keineswegs ein beherrschendes Thema, eher ein gelegentlich gestalteter Motivstrom. Zudem sind die Werke dieser Autorinnen und Autoren völlig verschiedenartig. Annäherung an Gott und Distanz stehen in einem ständigen Spannungsverhältnis. Gleichwohl zeigt sich, dass die Gottesfrage in unserer Gesellschaft lebendig bleibt, gerade weil die Kirchen nicht mehr als Monopolträger dieser Fragestellung gelten.

Repräsentative Stimmen und Beispiele für diese Tendenz lassen sich kaum anführen. Dazu ist jeder einzelne Zugang zu individuell. Hören wir auf einige. Was macht für Literaten den Reiz aus, sich Gott vorzustellen? Peter Handke sprach in einem 2006 veröffentlichten Gespräch mit dem Literaturkritiker und Schriftsteller Peter Hamm zunächst ganz allgemein davon, dass das „Zuschauen“ etwas ist, „das wir alle brauchen“. Dann, überraschend, eine religiöse Wendung des Gesprächs: Was wir eigentlich brauchen ist, „dass uns jemand zuschaut auf eine umfassende Weise, wie man es sich eigentlich von Gott vorstellt“. Und weiter die Überlegung, „dass Gott eigentlich durch das Zuschauen“ wirkt, dass „das seine einzige Macht ist“. Aber was für eine! „Wenn wir uns gewärtig machten, dass Gott uns umfassend zuschaut, wären wir alle total besänftigt.“ Noch einmal anders gesagt: „Diese Wendung zu Gott ist, dass man sich innerlich angeschaut sieht.“

Schon 1994 fand sich eine erstaunlich ähnliche Gedankenführung im Werk von Botho Strauß. Er schrieb in seinen Notaten „Wohnen, Dämmern, Lügen“ vom „Menschenleben als etwas, das danach strebt, erkannt zu werden. Es vollzieht sich in der Gewissheit eines anderen Auges, das überblickt und Gestalt erkennt, wo der Dahinlebende sich nur der wirren, sporadischen Spuren und Teile gewiss ist.“ Dann zentral: „Das Vertrauen in ein umfassendes Gesehenwerden gründet in der Einheit Gottes“. Fast die gleiche Grundaussage wie bei Handke also: „Ohne diese Gewissheit, Erkannte zu sein, hielten wir uns keine Sekunde aufrecht.“

Der Gedanke, von Gott gesehen zu werden – und sei es nur als Wunsch oder Sehnsucht –, wird bei beiden zur Grundlage des Denkens. Warum aber werden gerade die Sprachsetzungen der Literatur, werden Poesie und Erzählung zu den am besten geeigneten Wegen, um derartige Gedanken zu formen? Die zwei bedeutsamsten Dichterpfarrer unserer Zeit, der erste evangelisch, der zweite katholisch, geben Antworten. Christian Lehnert wies darauf hin, dass die „poetische Sprache ... in Bildern und Metaphern Räume erkundet, die noch nicht Sprache geworden sind“. Gerade so hält sie die Spannung aufrecht „zwischen dem, was gesagt wird, und dem was ich nicht sagen kann“. Sie ist als Urform religiöser Rede eine „Suche nach Worten“, „suchend, nicht erklärend ..., öffnend, nicht benennend.“ Andreas Knapp ergänzt: „Gott ist ein Wirkwort: Die Nennung seines Namens will uns nicht informieren, sondern erschüttern, beglücken, bekehren.“ Religiöse Rede ist im Kern nicht erklärend oder informierend, sie will etwas „bewirken“. Literatur ermöglicht genau jene Formgebung, in der diese Wirkung erzielt werden kann.

Langsam öffnet sich die Gegenwartstheologie für eine Einsicht in die Chancen dieser Entwicklungen. Seit 2016 betreibt die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Wien unter der Federführung von Jan-Heiner

Tück eine weltweit einzigartige „Poetikdozentur Literatur und Religion“. Sie dient vor allem einem theologischen Hören auf die Literatur. Gut so!

Prof. Dr. Georg Langenhorst, Didaktik des Katholischen Religions-
unterrichts und Religionspädagogik, Augsburg.